

## **Michael Naumann**

Höhenflug: Die deutsche Wochenzeitung Die Zeit stemmt sich gegen den medialen Zeitgeist: Sie gewinnt ständig an Lesern und wehrt sich gegen das Tabloid-Format. Herausgeber Michael Naumann, ehemaliger deutscher Kulturminister und Journalist, erklärt gegenüber "persönlich" das Erfolgsgeheimnis des Hamburger Traditionsblatts und äussert sich über die drei Berliner Rogers – Köppel, Schawinski und de Weck. Interview: Matthias Ackeret, Oliver Prange

“Manche junge Journalisten, die den Neoliberalismus mit Verve in ihren Zeitungen vertraten, mussten erfahren, was es heisst, wenn die Zeiten hart werden. Sie sind heute arbeitslos.”

“Die Ressortchefs sind die Herzöge. Unser Blatt wird im wörtlichen Sinn zusammengequatscht.”

“Eine gut gemachte Zeitung zeichnet sich nicht dadurch aus, dass die Ansichten eines Mannes oder einer Frau in Leitungsposition dominieren. Wäre dies der Fall, würde die Auflage sinken.”

“Die Formatdiskussion der Zeit ist so alt wie die Zeit selbst. Unser Blatt wirkt so gross, weil es ein klassisches Layout hat.”

“Es ist auch Roger de Wecks Verdienst, dass heute bei der Zeit viele junge Journalisten arbeiten. Unser Blatt ist etwas kecker als früher.”

“Wäre ich nach Politik süchtig gewesen, wäre ich nicht ausgestiegen.”

Herr Naumann, Sie waren zwei Jahre lang Kulturminister im Kabinett von Gerhard Schröder. Haben Sie den Wechsel in das Zeitungsbusiness nie bereut?

“Manchmal schon. Die Politik hat mir sehr viel Spass gemacht, kann aber auch sehr anstrengend sein. Das Adrenalin fließt bereits ab 6 Uhr 30. Als Journalist ist man vielleicht als Kriegsberichterstatte in diesem Ausmass gefordert.”

In Ihrer Aussage spürt man ein leichtes Bedauern. Es muss einen ehemaligen Spitzenkollegen trotzdem schmerzen, in Davos die Mächtigen der Welt zu treffen, ohne mitwirken zu können.

“Spitzenkollege? Als Kulturpolitiker wäre ich hier immer ein Fremdkörper gewesen. Im Übrigen glauben viele doch nur, dass sie so mächtig sind. Bush und Putin jedenfalls waren nicht in Davos. Immerhin – Sharon Stone war da. Und Richard Gere.”

Wer sind dann die wirklich Mächtigen?

“Na, zum Beispiel die Vorstände der Schweizer Banken. Und vielleicht waren ja einige da – im Pullover.”

Dies bedeutet, dass ein Chef einer Schweizer Bank viel einflussreicher ist als der deutsche Kanzler oder der amerikanische Präsident?

“Auf seinem Gebiet ganz gewiss. Ein Bankvorstand muss nicht Rücksicht nehmen auf Koalitionspartner oder gar ein ganzes Parlament, und seine Kontobesitzer stimmen auch nicht mehrheitlich über ihn ab – jedenfalls nicht nach einem Wahlkampf.”

Ist das nicht ein Klischee?

“Nein, überhaupt nicht. In der Schweiz liegt angeblich ein Viertel des Weltvermögens in bar. Das ist wahre Macht.”

Aber die Schweizer haben ein sehr ambivalentes Verhältnis zur Macht – und auch Skrupel, diese einzusetzen ...

“Die Schweiz, genauer, die Schweizer Banken setzen ihre Macht nicht als Staat, sondern als Player auf dem Weltmarkt ein. In diesem Bereich ist die Schweiz ziemlich unschlagbar.”

Haben Sie denn Beispiele, bei denen die Schweizer Banken ihre Macht missbrauchen?

“Ich habe nicht von Missbrauch gesprochen, sondern lediglich festgestellt, dass diese Macht vorhanden ist. In Berlin fürchtet man, dass einige Schweizer Banken zurzeit deutsches Fluchtgeld ins Ausland verlagern. Auch das ist ein Ausdruck wirklicher Macht.”

Und ist dies verwerflich?

“Es ist immer verwerflich, wenn Geld am Fiskus vorbei im Ausland deponiert und dort vermehrt wird. Auch Amerikanern ist es verboten, im Ausland Konten zu führen, ohne die dort erwirtschafteten Gewinne zu versteuern.”

Was halten Sie von der These der Schweizer Banken, dass mit dem Kampf gegen das Bankgeheimnis nur die Stellung der britischen und deutschen Banken gestärkt werden soll?

“Für Deutschland trifft dies nicht zu. Dank neuer Gesetze können die deutschen Finanzbehörden inzwischen Kontobewegungen kontrollieren, wobei sie deren Besitzer in besonderen Fällen nicht zu informieren brauchen. Das ist bedauerlich, aber angesichts der Wirklichkeit nur konsequent. Aus der Angst heraus, ein anderer Staat könnte sich ein Stück vom Schwarzgeld-Kuchen abschneiden, kann man Beihilfe zur Steuerhinterziehung nicht rechtfertigen.”

Dann müssen Sie sich in der Schweiz sehr unwohl fühlen.

“Nein, überhaupt nicht. Ich gehe davon aus, dass 99,5 Prozent aller Schweizer keine Bankiers sind. Ich habe keineswegs das Gefühl, dass ich mich in Feindesland befinde, sondern im Gegenteil, ich habe eine sehr enge Beziehung zur Schweiz, zu manchen ihrer fabelhaften Autoren, Künstler und zu vielen Schweizer Freunden. Die Zürcher Oper ist ein grosses europäisches Juwel. Trotzdem stellt sich für die Schweiz als Dreh- und Angelpunkt von Geldgeschäften die Frage, inwiefern es richtig ist, Steuerhinterziehern aus aller Welt einen Hafensplatz anzubieten. Ein Arafat soll eine Milliarde Dollar auf privaten Schweizer Konten gebunkert haben. Der war kein Steuer-, sondern ein Subventionshinterzieher. Das Geld gehörte seinen Leuten. Was wird aus ihm?”

Würden Sie als Schweizer das Bankengeheimnis verteidigen?

“Nein, weil der Zug nicht mehr aufzuhalten ist. Immer mehr Staaten wollen die Kapitalflüsse, die am Fiskus vorbeigehen, kontrollieren und können dies auch mithilfe modernster Digitaltechnik tun. Ein erfolgreicher Finanzplatz kann sich nicht von diesem Trend abschotten, und ich bin sicher, dass dies auch auf die Schweiz zutrifft.”

Heute sind Sie Herausgeber der Zeit, wo liegt Ihre Macht?

“Wahre Macht liegt immer an einem anderen Ort, als man selbst glaubt. Eine gut gemachte Zeitung zeichnet sich nicht dadurch aus, dass die Ansichten eines Mannes oder einer Frau in Leitungsposition dominieren. Wäre dies der Fall, würde die Auflage sinken. Dies zeigt meine Erfahrung.”

Sie kokettieren. Hat der Herausgeber der Zeit keine Macht?

“Mein Kollege Josef Joffe und ich haben vor acht Monaten die Chefredaktion an Giovanni di Lorenzo übergeben. Er ist ein grossartiger Blattmacher – und fast zwanzig Jahre jünger als wir. Wir sind die ‘elder editors’, das ist keine Rolle, die mit Macht zu tun hat. Die Macht von Chefredakteuren liegt in Personalentscheidungen und in der Entscheidungskompetenz angesichts alltäglicher Probleme – wie soll die erste Seite aussehen, wie könnte man diese oder jene Überschrift verändern. Wer diese Arbeit mit seiner libido dominandi belastet, wird schnell scheitern.”

Das heisst, Ihr Einfluss auf die Zeitung ist beschränkt.

“Ja. Das liegt in letzter Instanz an dem Charakter der Zeit. Sie ist so pluralistisch wie ihr Publikum. Nur Chefredakteure, die eine so genannte Linie verfolgen, mögen sich fühlen wie Kapitäne eines Linienschiffs. Bis es untergeht.”

Warum?

“Die Zeit ist ein argumentatives Blatt. Ihre Leser sind gebildet und an Denkanstössen interessiert. Die Ressortchefs sind die Herzöge. Unser Blatt wird im wörtlichen Sinn zusammengequatscht. Rund ein Viertel unserer Arbeitszeit benötigen wir für hoch interessante

Debatten über Politik und Wirtschaft, über Wissenschaft und Kultur. Ich kenne auch andere Redaktionsmodelle, wie beispielsweise beim Spiegel. Dort herrschte jahrelang eine grosse Furcht vor dem Herrn – also vor Rudolf Augstein. Das hatte historische Gründe – aber es lag auch an der Brillanz des Mannes. Diese Art von Chefredakteuren gibt es nicht mehr.”

Worin besteht die Macht des Journalisten?

“Sie haben es mit der Macht, nicht wahr? Im Gegensatz zu den Politikern oder anderen handelt ein Journalist meistens reaktiv. Das heisst, er bewegt sich in den Schranken, welche zum Beispiel die Politik oder die Wirtschaft setzt. Nur manchmal, als investigativer Journalist, kann er wirklichen Einfluss nehmen, wenn er einen Skandal aufdeckt. Im Übrigen lebt er nicht mehr in einer, sondern in zahllosen unterschiedlichen Öffentlichkeiten, in einem Meer von Nachrichten und Informationen. Steuern kann auch die beste Zeitung diese zerstreuten Öffentlichkeiten nicht mehr. Das heisst, dass Zeitungs- und Journalistenmacht nur noch eine Legende ist. Allenfalls kumulativ hat sie Wirkungsmacht – als Trendverstärker öffentlicher Meinungen zum Beispiel.”

Die Zeit konnte in den letzten Jahren ihre Auflage ständig steigern. Woran liegt das?

“Da gibt es zuerst einen strukturellen Grund. Im Gegensatz zu den anderen grossen Tageszeitungen ist die Zeit die einzige überregionale Zeitung Deutschlands, die in allen Nielsen-Gebieten fast gleichmässig verteilt ist. In Ostdeutschland müssen wir noch aufholen – wie alle westdeutschen Blätter. Die anderen grossen überregionalen Qualitätsblätter sind im Kern gebunden an ihre Leserschaft in Süddeutschland und im Rhein-Main-Gebiet. Als die bekannte Anzeigen-Krise zu einer Verringerung des journalistischen Angebots führte, konnten wir offenkundig Leser zurückgewinnen, weil wir nicht im gleichen Masse auf Rubriken-Anzeigen angewiesen waren. Unser Blatt musste nicht dramatisch schrumpfen wie andere. Unsere Jahreserträge stiegen während der allgemeinen Zeitungskrise in den letzten vier Jahren kontinuierlich an.”

Waren die ganzen Tabloid-Diskussionen für Sie nie ein Thema?  
Provokativ gefragt: Ist die Zeit überhaupt noch in der Zeit?

“Unser Format entspricht zum Beispiel demjenigen der FAZ und demjenigen von Bild. Die Bildzeitung hat die höchste Verkaufsquote aller europäischen Zeitungen. Es erstaunt mich immer wieder, dass niemand über deren Format diskutiert. Es gehört mittlerweile zur Legendenbildung, dass wir wegen unserer eigenen Druckereien das Format nicht ändern können. Das ist falsch. Wir benutzen Auftragsdruckereien, unter anderem die Druckereien des Springer-Verlages. Die Formatdiskussion der Zeit ist so alt wie die Zeit selbst. Unser Blatt wirkt so gross, weil es ein klassisches Layout hat. In den letzten vier Jahren konnten wir die Auflage von 420000 Exemplaren zweimal auf über 500000 steigern, im Durchschnitt liegen wir bei 465000. Offenkundig wissen unsere Käufer, wie man ein Blatt faltet.”

Aber gibt es keine Formatdiskussionen?

“Nein. Warum auch? Wenn das Pferd gut rennt, wechselt man nicht mitten im Galopp die Hufeisen. Allerdings bedauere ich die Einstellung des ZEITmagazins. Dafür gab es gute wirtschaftliche Gründe. Aber ich glaube, dass die Anzeigen aus dem TV-Geschäft langsam wieder zurückwandern in die Printmedien. In Amerika haben Decoder, die automatisch TV-Werbespots eliminieren, eine Zukunft. Gedruckte Anzeigen können Sie überblättern, aber nicht wegzappen. Also – ein Farbsupplement könnte durchaus Zukunft haben. Wir machen mit unseren beigelegten Literatur-, Reise- oder Filmtabloiden jedenfalls sehr gute Erfahrungen. Und wir haben jüngst mit Zeit-Wissen ein Magazin gestartet, das gut anläuft. ‘Line-extensions’, nennt man das im New-Economy-Jargon, und früher hiess es ‘Diversifikation’. Wenn dies nicht journalistischen Impulsen entstammt, kann man es vergessen. Diese Impulse sind in unserer Redaktion da.”

Wie hat sich die Zeit seit dem Abgang von Roger de Weck als Chefredakteur verändert?

“Zuerst einmal: Ich halte Roger de Weck für einen ganz hervorragenden Kollegen. Er war übrigens auch ein brillanter Zeit-Reporter, mit Staub an den Schuhen. Wir drucken nun – im Gegensatz zu früher – die Zeitung durchwegs vierfarbig. Wir haben das hochmoderne Layout mit etwas zu viel Weissfläche reduziert. Die Zeit ist nun wieder etwas klassischer geworden und verfügt über einen grösseren Textanteil, was bei unseren Lesern – einem sehr lesefreundlichen Publikum – offenbar gut ankommt. Die so genannte Bildkultur, die in der Vergangenheit keine grosse Rolle spielte, wird sehr ernst genommen. Wir haben die ‘Titelgeschichte’ entwickelt, die beim Kioskverkauf helfen sollte – und das tut sie. Und wir haben mit dem Art-Director Dirk Merbach und seinem Team einen Glücksgriff getan.”

Was hat sich strukturell verändert?

“Es ist auch Roger de Wecks Verdienst, dass heute bei der Zeit viele junge Journalisten arbeiten. Unser Blatt ist etwas kecker als früher. Das ist nicht strukturell, sondern eine Frage der Tonlage. Im Übrigen pflegen wir wie eh und je die Tradition der klassischen Reportage, und vor der Schreibkunst unserer Reporter befällt mich bisweilen der blanke Neid.”

Wir haben vorhin über Macht in der Wirtschaft und Politik gesprochen. Viele Strukturen sind auf Machtbrechung angelegt. Wann hemmen diese ein System? Man hat den Eindruck, dass in Deutschland momentan ein grosser Stillstand herrscht.

“Man kann es auch anders formulieren: Wann hemmen demokratische Diskussionen und Institutionen die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes? Gerade in Bezug auf den viel zitierten Reformstau in Deutschland ist dies eine interessante Frage, die sich der öffentlichen Meinungsbildung im Journalismus stellt. Die Einführung eines föderalen Systems hat sich in Deutschland sehr bewährt. Inzwischen ist es reformbedürftig. Aber Stillstand gibt es in Wirklichkeit nicht.”

Wie schätzen Sie den momentanen Zustand Ihres Landes ein?

“Alles, was momentan in Deutschland und auch in der Schweiz über uns Land erzählt wird, grenzt an Mumpitz. Es stimmt, wir haben eine Rekordarbeitslosigkeit. Die hat

etwas mit der Produktivitätssteigerung durch Automatisierung in entscheidenden Branchen zu tun und insofern nur mittelbar mit den berühmten Lohnnebenkosten. Man vergisst gerne, dass Deutschland zum zweiten Mal hintereinander Exportweltmeister geworden ist. Wir exportieren mehr als die USA, mehr als China, Japan, Russland – erst recht, wenn Sie es pro Kopf der Bevölkerung umrechnen. Dieses vergleichsweise mittelgrosse Land von 80 Millionen Einwohnern hat eine industrielle Leistungskraft erreicht, die erstaunlich ist. Das hat sich herumgesprochen in Kreisen, die nicht nur Zeitungen lesen. Zum vierten Mal hintereinander seit 1949 ist unser vermeintlich marodes Land das Ziel von ausländischen Rekordinvestitionen. Also irgendjemand in der grossen weiten Welt des Kapitals muss noch Vertrauen in die Leistungskraft der Bundesrepublik haben. Aus Mitleid investiert niemand in Deutschland.”

Warum lästert die deutsche Wirtschaftspresse permanent?

“Die Wirtschaftsjournalisten fixieren vor allem den Wachstumsfaktor. Doch was sagt dieser aus? Er sagt in erster Linie, dass die Nachkriegszeit vorbei ist. Die sechs- bis achtpro- zentigen Wachstumsschübe wird es nie wieder geben. Niedriges Wachstum bei stabiler Währung ist besser als Konjunkturaufschwünge mit hohen Inflationsraten. Unser Problem ist nicht so sehr die Wirtschaftslage, sondern die gewachsene Wohlfahrtsstruktur. Sie ist nicht mehr zu bezahlen und belastet die investive Interventionsfähigkeit des Staates. Das hat unter anderem mit der demografischen Krise zu tun, die in erster Linie kulturell bedingt ist, die aber nicht nur bejammert werden sollte, es sei denn, man beklagt die zunehmende durchschnittliche Lebenserwartung der Deutschen. Doch kein Staat, und sei er noch so kinderfreundlich, kann die menschliche Reproduktionsrate steuern. Wir werden älter und wir werden weniger. Das ist das Problem von Renten- und Pflegeversicherung, deren Standard unbezahlbar zu werden droht. Deutschland hat eine jährliche Wachstumsrate von weniger als zwei Prozent. Das hat neben den demografischen vor allem seine historischen Gründe. Der



Sozialtransfer von West- nach Ostdeutschland liegt immer noch bei rund 60 Milliarden Euro jährlich. Dies Geld wird buchstäblich konsumiert. Es geht nicht in Investitionen. Für mich ist das eine grosse nationale Solidarleistung, auf die wir stolz sein können. Würde diese wegfallen, hätten wir eine Wachstumsrate von drei bis vier Prozent – und lägen einmal mehr an der Spitze Europas. Deswegen ärgere ich mich über die Presseberichte aus dem Ausland, wonach wir faul und träge geworden seien. In vielen Betrieben arbeiten die Leute längst mehr als 40 Stunden in der Woche, und dies unabhängig von den Tarifverträgen. Ein weiteres Problem liegt in der Schwarzarbeit. Auch dies ist vor allem ein kulturelles Problem – nämlich die absinkende Gesetzestreue der Arbeitgeber zumal auf Baustellen und in Niedriglohnbereichen. Ich nehme an, dass das auch in der Schweiz ein Problem ist. Inzwischen geht man davon aus, dass 15 Prozent des Bruttosozialprodukts im Schwarzmarktbereich erwirtschaftet werden – mit entsprechenden Folgen für die Steuereinnahmen und die staatliche Leistungskraft im Sozial- und Bildungsbereich.”

Dann bedauern Sie die Vereinigung mit der DDR?

“Nein, selbstverständlich nicht. Für mich war der Fall der Mauer der glücklichste Tag meines politischen Lebens. Und das war er für die meisten Deutschen, sehen wir von den SED-Mitgliedern ab. Unglücklich war ich über die wirtschaftlichen Folgen einer voreiligen Währungsunion, die man anders hätte gestalten können. Hinterher ist man immer schlauer. Aber es bereitet manchen, zumal britischen Kollegen, unendlichen Spass, Deutschland so zu beschreiben, als stünde das Land kurz vor dem Ruin.”

Aber auch bei einem regelmässigen Spiegel-Leser entsteht dieser Eindruck.

“Gabor Steingart, Chef des Spiegel-Hauptstadtbüros, ist ein hoch begabter Wirtschaftsjournalist. Doch sein Bild von Deutschland entwirft er vor der Folie einer ordoliberalen Wirtschaftstheorie, die leider mit dem kleinen Zwischenfall, eben jener Wiedervereinigung, nicht gerechnet hat. Im Übrigen sind wir alle Journalisten, deren Spezialität ja nicht gute, sondern schlechte Nachrichten

sind. Die Politiker sollen sich um die guten Nachrichten kümmern. Manchmal erfinden sie sie, wie umgekehrt wir Journalisten die schlechten.“

Dann ist Gabor Steingart einer der Mächtigsten der Branche?  
“Für Sie insofern, als Sie das Deutschlandbild des Spiegels so ernst nehmen, wie Sie es tun.“

Sie bedauern, die deutsche Wirklichkeit werde in den Medien falsch dargestellt. Sie könnten die Verhältnisse in der Zeit richtig stellen.  
“Ich nehme keinen Einfluss auf unsere Wirtschaftsredaktion, sondern führe Diskussionen. Auch die Zeit hat in den letzten Jahren ein recht pessimistisches Bild der Realität vermittelt. Ich selbst muss mich dabei an die Nase fassen. Dadurch, dass wir Journalisten permanent auf einige verkorkste wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen hingewiesen haben, wurde das wichtigste Problem, die Bildung und Weiterbildung, in ganz Deutschland bis zum Pisa-Schock vernachlässigt. In Deutschland fehlen beispielsweise 100000 Ingenieure in der Nano-, Bio- und Pharmatechnologie. In einem Land mit einer so hohen Arbeitslosenquote ist dies verrückt. In den vergangenen Jahren hätte man verstärkt in die Ausbildung investieren müssen.“

Was halten Sie als Sozialdemokrat vom Neoliberalismus?  
“Ich bin zwar in der SPD, aber ich antworte Ihnen nicht als Parteisoldat, der ich nicht war und auch nicht sein werde. Nur so viel: Manche junge Journalisten, die den Neoliberalismus mit Verve in ihren Zeitungen vertraten, mussten erfahren, was es heißt, wenn die Zeiten hart werden. Sie sind heute arbeitslos und hätten gewiss eher linke Verbesserungsvorschläge für das Arbeitsrecht. In Deutschland gibt es momentan rund 10000 arbeitslose Journalisten. Doch das eigentliche Problem des Neoliberalismus stellt sich nicht bei den jüngeren Menschen, die meist über eine gute Ausbildung verfügen und somit in ein anderes Tätigkeitsfeld wechseln können, sondern bei den über 50-jährigen Arbeitslosen, die keine Chance haben, weil wir nicht über ausreichende staatliche Weiterbildungs-Institutionen verfügen, wie sie zum

Beispiel Schweden kennt. Die sind natürlich durch schwedische Hochsteuern finanziert. Auf dieses Problem kennen die neoliberalen Marktwirtschaftsideologen keine überzeugende Antwort. Wer nur auf die Kräfte des Marktes schwört, lebt in einer illusionären Welt. Es gibt in der Volkswirtschaft neben allen ideologischen Komponenten immer auch moralische und soziale Fragen zu berücksichtigen, und einige stellen sich gerade der Führung der Deutschen Bank.”

Aber die Marktwirtschaft muss nicht unbedingt unmoralisch sein?  
“Natürlich nicht. Deutschlands Modell der sozialen Marktwirtschaft war so erfolgreich, weil die soziale Komponente ernst genommen wurde. Ich finde es unmoralisch, wenn man als Theoretiker die Konsequenzen einer entfesselten Marktwirtschaft einfach ignoriert und zum Beispiel eine Marktwirtschaft mit minimiertem Arbeitsrecht und Kündigungsschutz fordert. Diese Bestimmungen sind ein Dorn im Auge der neoliberalen Marktwirtschaftler – genau wie der regulierende Eingriff der Politik ins Marktgeschehen. Was natürlich nicht verhindert, dass die Milliarden-Subventionen des Staates als ebenso natürlich wie unveränderlich einkalkuliert werden – und zwar von den Praktikern des Marktes und ihren Verbänden.”

Sie glauben also nicht an das amerikanische System?  
“Glauben ist kein Begriff aus der Volkswirtschaft, wengleich einige ihrer Dozenten auf mich wie Theologen wirken. Ich weiss aber, dass unser System jahrzehntelang den Menschen Wohlstand, Sicherheit und Arbeit garantiert hat. Dass es in einer Krise steckt, habe ich gesagt. Die Gründe dafür sind auch bekannt. Ich kenne viele Unternehmer und Journalisten, die der felsenfesten Auffassung sind, dass der Staat mit seinen gesetzlichen Regulierungen die Marktwirtschaft nur behindere. Viele dieser Gesetze tragen allerdings die Handschrift massiver Lobbyarbeit – zum Beispiel der Pharma-Industrie. Wer sich als Vergil der ungebremsten Marktwirtschaft aufführt, sollte sich heimlich die alte Scherzfrage stellen: ‘Gibt es nur so viele reiche Menschen, weil es so viele Arme gibt?’ Und wer dies als Chefredakteur grosser Blätter tut, sollte

sich fragen: 'Warum verdiene ich eigentlich doppelt so viel wie der Bundeskanzler?' Von den Bankvorständen ganz zu schweigen."

Themenwechsel: Momentan belegen viele Schweizer in Deutschland eine führende Position. Ist dies ein Zufall?

"Bei Roger Köppel ist es kein Zufall, sondern die Personalentscheidung eines fast gleichaltrigen Vorstandsvorsitzenden. Es stellt sich dabei die Frage, ob Köppel die Auflage der Welt steigern kann oder nicht. Kollegial gesehen wünsche ich ihm ernsthaft viel Glück. Deutschland braucht eine wirkliche konservative Zeitung. Als Beobachter der Auflageentwicklung deutscher Zeitungen muss ich aber hinzufügen, dass er besonders viel Glück benötigt. Was Herrn Ackermann betrifft, hat er dem Ruf der Schweiz durch sein Auftreten keinen besonders guten Dienst erwiesen. Aber da er ein Globalist ist, wird ihn das nicht bekümmern. Roger Schawinski ist ein interessanter und sympathischer Mann, den ich vor einigen Wochen in Berlin kennen gelernt habe. Nur wird er bei Sat.1 wenig zu lachen haben. Oder möchten Sie Ihre Werbespots zwischen amerikanischen Serien aus den Siebzigerjahren platzieren?"

Sat.1 bringt viele Eigenleistungen.

"Dann muss ich immer zur falschen Zeit reinschauen."

Glauben Sie, dass Roger Köppel mit seinem Konzept auf dem richtigen Weg ist?

"Wenn ich das wüsste, würde ich schweigen."

Sie wirken während dieses Gesprächs relaxed. Haben Sie keine Albträume wie zu Ihren Politzeiten?

"Nein, ich hatte nie Albträume, bin aber entspannter als früher. Wenn man die Physiognomie der handelnden Politiker studiert, bemerkt man eine etwas vorschnelle Alterung. Als Politiker wurde ich gegen 6.30 Uhr von einem Fahrer abgeholt und kehrte erst gegen Mitternacht zurück. Drei Nächte in der Woche verbrachte ich nicht in meinem eigenen Bett, sondern in irgendeinem Hotel. Politiker zu sein, ist sehr anstrengend. Die Debatte über deren Entlohnung ist sehr deutsch – und auch einzigartig. Ich bin der Ansicht, dass die Politiker gemessen an ihrer

Verantwortung viel zu wenig verdienen. Aber das ist eine sehr deutsche Debatte.”

Wie kommt man bei dieser Reiserie zum Nachdenken?

“Obwohl ich 14 Jahre lang als Verleger arbeitete, las ich dann während meiner Zeit als Staatsminister keinen einzigen Roman. Das ist für einen Menschen, der sich viel mit Büchern beschäftigt, eigentlich ein Armutszeugnis. Doch dieses Problem kennen alle Politiker. Die Reiserie ist für jeden Politiker Legitimitätsbeschaffung. Da Presse, Radio und Fernsehen nicht immer in deren Sinn informieren, benötigt es viel Aufklärungsarbeit in der Bevölkerung.”

Dann steht bei den Politikern die Showtime vor dem Inhalt?

“Sie drehen mir die Worte im Mund herum. Gerade Ihre Frage impliziert ja, was ich zu beantworten versuche. Der Politiker versucht mit Argumenten die Bevölkerung, die Parlamentarier, die Parteifreunde, Journalisten und Verbandsfürsten von seinen Plänen zu überzeugen. Das ist keine Showtime, sondern das, was Plato in seiner ‘Politeia’ als ‘Überreden’ bezeichnet. Man fährt nicht herum, um auf vielen Bühnen Tango zu tanzen, sondern trifft jeden Tag Interessenvertreter, die einen auch mit ihren eigenen Anliegen konfrontieren. Das hat mit Showtime nichts zu tun, sondern ist eine Bedingung und Voraussetzung von Demokratie.”

Haben Sie selber ein Suchtverhalten bemerkt, wie es Spiegel-Autor Jürgen Leinemann in seinem vielbeachteten Buch “Höhenrausch der Mächtigen” beschreibt?

“Nein, die Tätigkeit hat mir viel Spass bereitet. Wäre ich nach Politik süchtig gewesen, wäre ich nicht ausgestiegen.”

Wie beurteilen Sie die Probleme der Schweiz?

“Ich kenne sie nicht genügend, um mir darüber ein Urteil zu erlauben.”

Würden Sie als Schweizer einen EU-Beitritt anstreben?

“Ja, sofort. Es ist schon ein gutes Gefühl, dass man quer durch Europa reisen kann, ohne einen Pass vorzuweisen oder ständig die Währung umzurechnen. Allein dies

rechtfertigt den sofortigen EU-Beitritt. Im Übrigen liegt die Schweiz im Herzen Europas, sie benötigt ihre Nachbarn und ihre Bürger gelten als Ur-Europäer. Warum nicht den Sprung wagen? Zu verlieren hätten die Schweizer nichts, meine ich. Aussenpolitisch sind sie ungefährdet. Ihren Verteidigungsetat könnten sie reduzieren. Ihre regionalen Besonderheiten blieben unangetastet, und ihr Know-how in demokratischer Selbstverwaltung eines vielsprachigen Staates wäre eine grosse Bereicherung der Union. Um es ironisch zu wiederholen: Ihre Banken sind in aller Welt, die Schweizer Bürger sollten dem Beispiel folgen.”